

Offener Schreibbrief von Lizzie Hansfengel.



No. 23. — In e Hammillie wie unjere do werd for do Zhebbs en ganze Beil gejuht. Der Philipp hot en Eppeteit wie en Drefcher, die Rids die könne esse wie die Trupperich un ich, well, ich hen auch plentie Ruhm in mei Zuseit for e gutes Miel un do könne Se sich denke, daß ich jeden Dag loche muß, als mann ich for e Bohrdinhaus mit dreißig Bohrders toche deht. Das esse duhn ich ganz gut gleiche, aiwer das Koche, do geb ich weniger drum. Es is ja auch en schreckliche Batter. Stundelang in so e beise Ritschen erum zu fuhwerte un das esse zu watsche un beiseids das, muß ich doch auch noch meine annere Hausarbeit duhn un das Haus ufftrehtene. Ich hen nit die geringste Difs. O Kontrolör, es gaudt zu mich grad, als wann jedes nor druff bedacht wär, mich so viel Moch in den Haus zu mache, wie möglich. Ganz besonnerich Sonndags muß ich mich am allermehesten fuche. Wisse Se, der Sonndag — das meint der Sonndag Moran, das is die einzige Zeit, wo der Philipp, was mein Hosband is, sich seine Familie widme duht. Der Wedesweiler duht Sonndagsmorgens nit uffmache un wie der Phil sagt, is er auch ganz froh for, bitahs, dann hot er wenigstens e Zichensich nit seine Hammillie befannt zu mache. Nummer wie duht er sich die Hammillie widme? In die erste Rein, indem er bis un zehn Uhr schlöse duht. Dann will er sei Bresten hen un do muß mer an ihn ireche wie a Weh. Dann duht er sich e Sidahr leite, bitahs ich will nit hen, daß er in den Haus die Peip schmölse duht. Das macht so en beise Schmel un die Ritschens auch dann, als wann je drei Dag lang an e Kontrierohd gelege hätte. Aiwer, inest daß er sich e wenig in Acht nemme duht, do duht er an einen Blag die Sidahrleiche hinwerfe. Er gibt gar nids drum, ob die Wehchen an den Karpet oder an den Zehel falle duht — wann er nor kein Trubel hot. Dann wer'n die Wehversch gelese. Der Phil hot sich in den Parler un die Wehversch liege in alle Ecke erum. Die Rids lege sich an den Flohr in ganze Haus erum un alle Flohrs liege dann voll Wehversch. Nummer denke Se, daß nur eins so dieent wär, un deht die Wehversch uffside? Noffer, das bleibt als is für die alte Lehdie liege un do kann ich die größte Joh reche, das duht all kein gut. O, ei tell juh, e Wummen hot in dieses Land ihren Trubel! Mer derf auch die Rids nit viel sage, die fellesteh sin arig independent un do bleibt dann nids annericht iwerig, als still zu sein un zu dente, daß es ja auch keine Ewigkeit mehr dauern kann. Aiwer wann ich emol nit mehr do sin, dann wer'n se aussinne, was se an mich for e dummes eenfliches Dicht geacht hen. Ich sin aiwer widder emol ganz von den Sob-schedt abkomme. Ich hen Yhne doch von den esse verjähle wolte. So geht 'mich immer, ich kann gar nit mehr so gut dente wie früher. Es geht mich zu viel im Kopp erum un wann ich ebbes anfangen zu sage, dann schweife ich immer gleich zu ebbes annerichter, ich sin zu ausschweifend, das is der Trubel mit mich. Sehn Se, wann ich so mei Potehos for das Diner piele, dann sag ich immer zu mich, was dehte mer denn nur anfang, wann's keine Potehos mehr gewone deht! Bitahs die Grumbiere das is doch der Mehnpart bei unere Miesls. Wie ich e paar Dag zurück den Bennie gefagt hen, er sollt emol in den Keller gehn un mich e Bästel

Ein Hohenzoller in Japan.

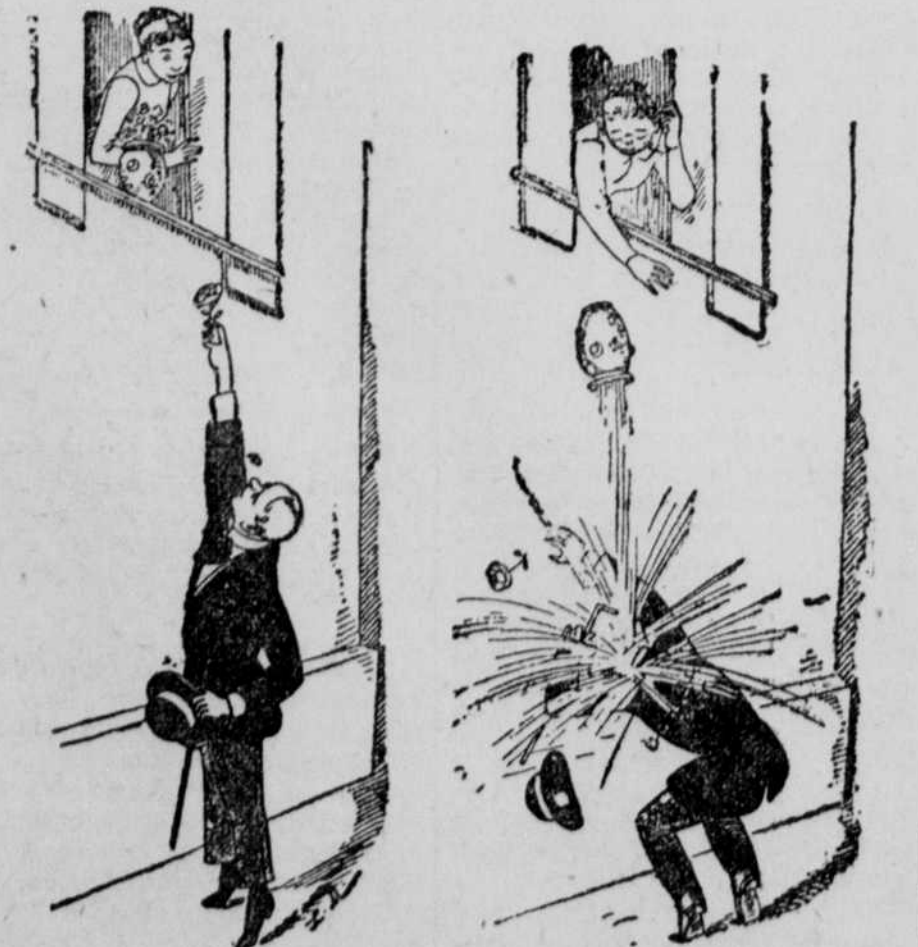
Unter den zahllosen Publikationen über Japan und den manichäischen Krieg, die seit einem Jahre den Büchermarkt überschwemmen, ragt der eben erschienene Reisebericht (Berlin, Verlag von G. Mittler und Sohn) des Begleiters des Prinzen Karl von Hohenzollern, Majors Bronsart von Schellendorff, in vielen Beziehungen bedeutsam hervor. Der Bataillonskommandeur vom Königin = Elisabeth = Garde-Regiment = Regiment No. 3 wurde am 6. August 1904 zur Begleitung des nach Japan und der Mandchurie entsendeten Prinzen kommandiert. An seiner Seite hatte er nun Gelegenheit, vom japanischen Kaiser empfangen zu werden, mit dem ersten Staatsmännern und Heilhern Japans zu verkehren und das Leben und Treiben im japanischen Feldlager genau kennen zu lernen. Am 26. September 1904 wurde der Prinz vom Kaiser von Japan empfangen. Die im Auslande gebrauchte Bezeichnung Mitado ist in Japan ganz unbekannt. Der Kaiser wird als Tenno bezeichnet. Auf der Fahrt durch die Straßen bereitete eine tausendköpfige Volksmenge dem deutschen Prinzen ein freundliches Willkommen. Es hätte das große Polizeiaufgebot nicht bedurft, da die Volksmenge sich musterhaft benahm, ohne sich, wie dies in anderen Großstädten geschieht, zu drängen und zu stoßen. Die lautlose Stille im Kaiserhof vor dem Erscheinen des Kaisers verlieh dem ganzen Vorgange etwas sehr Feierliches. Büttlich um 12 Uhr ertönte ein Kanonenschuß, das Mittagszeichen für ganz Tokio. Un den tiefen Verbeugungen der Umgebung erkannte man, daß der Kaiser den Saal betreten habe. Kaiser Mutsuhito, der Herrscher von Japan hat nur einen Vornamen, aber keinen Familiennamen. In dem Vergleich zu anderen Japanern große und starke Erscheinung. Er hatte zur japanischen Generalsuniform den Schwarzen Adlerorden umgehängt. Mit dem Prinzen von Hohenzollern sprach er durch Vermittlung eines französischen Dolmetschers. Der Entoidungsang Kaiser Mutsuhitos war ein ganz eigener. In jungen Jahren aus löstlicher Abgeschiedenheit hervorgetreten, hat er die ihm dargebrachte, fast göttliche Verehrung mit den geschäftlichen Anforderungen, die der heutige Staat an sein verfassungsmäßiges Oberhaupt stellt, zu vereinigen gelernt. Es sieht fast, daß seine Mitarbeit an allen Staatsangelegenheiten sich im Laufe seiner 33jährigen Herrscherzeit stetig gesteigert hat. Er herrscht zweifellos, sein Entschluß ist in jeder Linie der maßgebende. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß dieser durch die Verfassung immerhin beschränkte Herrscher noch heute eine religiöse Verehrung genießt. Es erklärt sich dies durch das Götter der Shinto = Religion, daß den Befehlen des Kaisers unbedingt gehorcht werden muß. Auch trachtet er nur solche Befehle zu erlassen, die dem Staate offensichtlich zum Nutzen gereichen. Sein der Arbeit gewidmetes Leben vollzieht sich im Schloße. Daher sind ihm natürlich die äußerlichen Verpfichtungen etwas ungewohntes und Unbequemes. Er kann daher Fremden gegenüber besorgten erscheinen. Auf die deutschen Gäste machte er den Eindruck eines über alle Fragen unterrichteten, selbstbewußten, aber sehr wohlwollenden Herrschers. Der Prinz von Hohenzollern hatte das Herz des Kaisers ganz gewonnen. Das zeigte sich während seines Aufenthaltes in der Mandchurie, wo taum eine Woche verging, ohne daß sich Kaiser und Kaiserin in der aufmerksamen, man kann sagen: liberalsten Weise nach dem Wohlergehen des Prinzen erkundigten und für ihn sorgten. In Tokio fand auch die Vorstellung bei Marschall Marquis Yamagata statt. Der Marschall ist nicht nur der hervorragendste Soldat Japans, der die neue Rüstung für das Heer geschaffen, sondern gilt auch, was im Auslande weniger bekannt ist, als der weitauß bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes. Er empfing die Meldung des Prinzen mit der dem älteren japanischen Geschlecht eigenen vornehmer Höflichkeit und sprach mit verhaltener Stimme, die gegen das Ende seiner Sätze zu einem Flüstern herabsank, ganz wie der Gebrauch seines Landes es einem Prinzen gegenüber vorschreibt. Wie Major Bronsart v. Schellendorff es aus seinem eigenen Munde hörte, ist er ein begeisteter Bewunderer Kaiser Wilhelms. Am 27. Oktober stattete der Prinz von Hohenzollern mit seinem Begleiter seine Meldung bei dem Oberbefehlshaber der mandchurischen Armee, Marschall Oyama, ab. Auf dem Bahnhof Yentai wurde er von dem Chef des Generalstabs, General Baron Kobama, empfangen. Man kann sich seinen größeren Gegenstand denken, als den großen, breiten Oyama mit seinen an einen Niederdeutschen erinnernden Gesichtszügen und den kleinen, zierlich gebauten, beweglichen Kobama, der den Kopf eines französischen Generals hat. Ihre Geistesrichtungen entsprechen völlig ihrem Äußeren. Während Oyama bei aller Tatkraft den Eindruck eines gutmütigen, phlegmatischen Mannes macht, ist Kobama von sprudelnder Lebhaftigkeit und trifft mit seinen

blitzschnellen Bemerkungen stets den Nagel auf den Kopf. Offiziere und Mannschaften machten einen weniger militärischen als kriegerischen Eindruck. Sie besitzen eine große Kriegsbereitschaft und vortreffliche Kräfte, weil sie in anregenden Übungen für den Krieg vorbereitet werden, ohne daß ihr Eifer durch die Gleichgültigkeit erlötet wird. Der Japaner üben und erziehen ihre Mannschaften, ohne sie zu drillen. Die japanischen Offiziere sehen von einer hochgesteigerten äußeren Gleichmäßigkeit der Schulbewegungen ab und bevorzugen hauptsächlich kriegsmäßige Übungen. Sie sind der Ansicht, daß jede Übung, wenn sie mit großer Genauigkeit ausgeführt wird, Manneszucht erzeugt. Uebrigens ist die Bevölkerung durchweg im kriegerischen Geiste so erzogen, daß sie eines Drilles während der Dienstzeit nicht bedarf. In allen Bevölkerungsschichten beobachtete der Verfasser Spuren dieses Geistes. So hat sich z. B. in den höchsten Kreisen der alte ritterliche Brauch erhalten, daß die Männer ihre Schwerter selbst schmieden. In einem Nachmittage (uo der Oberzeremonienmeister Baron Sanomiya die deutschen Gäste in seine Schwertschmiede ein. Auf einem Tische lag eine Anzahl alter Klingen, die sich seit 600 bis 1000 Jahren als Erinnerung an ruhmvolle Taten in der Familie vererbt hatten. Es war ein unvergleichlicher Anblick, als der alte, vornehme Herr am Herdfeuer niederfauerte und mit ruhigen Händen im qualmenden Feuer herumarbeitete, bis die Klinge zum Schmieden rotreif war. Der echte Soldatengeist zeigt sich auch in dem Verhältnis der Offiziere zu ihren Untergebenen, vor denen sie nichts voraushaben wollen. Die Unterfunktion der Generale im Felde war ebenso anspruchslos wie die ihrer Stabsoffiziere. In den Arbeitszimmern wurde geessen und geschlafen. Die aus Japan gelieferten eisernen Dosen schiedten sie den Vorposten hinaus, weil die eine Erwärmung nötiger gebraucht. Um die Freude an dem Waffenhandwerk im ganzen Volke wachzuhalten, sind im Unterhüfung der Regierung neuerdings Tausende von sog. Rittersvereinen unter dem Vorhitz des ehemaligen Berliner Gesandten Biomite Noti gegründet worden. Kaiserliche Prinzen stehen an der Spitze der Vereine. Jung und alt, vornehm und gering versammelt sich täglich oder wöchentlich, um sich im ritterlichen Kampfspiel zu messen. Unterhüfung die Stand oder Geschlecht giebt es hier nicht, auch Frauen messen sich mit den Männern oder untereinander. Bevorzugt wird der uralte Kampf mit zwei Schwertern, daneben wird mit der Lanze und dem Dolch gefochten. Die körperliche Gewandtheit, die Sicherheit des Auges im Erfassen des richtigen Augenblickes zum Schlag oder Stoß ist bewundernswert. Derartige Kämpfe, besonders Ringkämpfe, fanden auch öfters im Lager statt. Die Kämpfer legten sich zumeist hochtrabende Namen bei, die von den Zuschauern mit großem Beifall begrüßt wurden. So kämpfte General Ostfeld mit Nogi, wobei diesmal Nogi der Unterliegende war; General Okupatin dagegen wurde von Marschall Oyama gewonnen. Die Schwere Haubtie mußte dem Maschinengewehr den Siegespreis überlassen. Die Ringkämpfe fanden bei 6 Grad R. im Freien statt, und zwar in der für den Sport landesüblichen Bekleidung, nämlich in Badehosen. Die Rekruten gewinnen rasch ein hebes militärisches Selbstgefühl. Sie lieben ihre Waffen mit zärtlicher Sorgfalt und hüten sie ängstlich vor jedem Mißbrauch. Nie würde ein Soldat einwilligen, daß mit seinem Säbel ein Bindfaden durchschnitten oder gar eine Kiste aufgebrochen würde. Die drei Träume. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht Dr. Georg Knauer (Wiesbaden) eine merkwürdige Krankengeschichte, die wir mit einigen Auslassungen (auch der diagnostischen und prognostischen Bemerkungen, die der Verfasser daran knüpft, hier wiedergeben, weil sie einen interessanten Einblick in sonst verborgene psychische Zustände gewährt. Herr Doktor Knauer berichtet: „Dienstag nach Ostern vorigen Jahres erschien in meiner Sprechstunde ein früherer Patient, der 29 Jahre alte Kaufmann K., und gab folgendes an: Vor acht Tagen hatte K. einen Traum etwa folgenden Inhalts: Er sah ein kleines Kind mitten auf der Straße am Boden sitzen, das heftig weinte. Da das Kind in gefährlicher Lage zu sein schien und strömender Regen fiel, trat er hinzu, um es fortzunehmen. Da fing aber das Kind laut an zu schreien und K. redete ihm gütlich zu. Im selben Augenblick erwachte er, von seiner Frau, die Licht gemacht hatte, angerufen, und fand sich mitten im Zimmer stehend. Der zweite Traum = in der Nacht vom Samstag zum Ostermontag, hätte beinahe einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Tags vorher hatte K., der mit seiner Frau bei seinen Eltern in P. zu Besuch weilte, eine ziemlich anstrengende sechsstündige Fußtour unternommen. Erst spät suchte er die Nachtruhe auf. Um etwa 12 Uhr nachts hatte K. folgenden schreckhaften Traum. Vorauszuschreiten ist, daß er mit seiner Frau im selben Zimmer schlief, daß aber die beiden Betten nicht nebeneinander, sondern mit den Köpfen im rechten Winkel zueinander standen. K. träumte, die Tür des Schlafzimmers ginge plötzlich auf und herein drängen drei weißgekleidete weibliche Gestalten, jede einen großen, schweren Schlüssel drohend in der Hand schwingend. K. sprang voller Angst aus dem Bette und warf sich der ihm nächsten der Gestalten entgegen. Es war ihm dann, als ob die beiden anderen Gestalten nicht mehr vorhanden wären und er nur mit der einen zu tun hätte. Er hatte die Empfindung, als müßte ein einziger Schlag, mit dem schweren Schlüssel auf seinen Kopf geführt, ihn tot zu Boden strecken. In dieser Angst begann er einen furchtbaren Kampf mit der Gestalt. Er fing mit der einen Hand den drohend erhobenen Arm auf und packte mit der anderen die Gestalt an der Kehle. Gellend tönte ihm der Schrei der Angreiferin in die Ohren. Der Kampf mit wechselndem Erfolge geföhrt, dauerte nach K. Schätzung länger als fünf Minuten und wurde von beiden Seiten mit der Kraft der Verzweiflung gerungen. Plötzlich wurde von außen gegen die Tür geschloß. Dann donnerten heftige Schläge gegen sie, so daß sie aufsprang und heller Lichtschein drang in das Zimmer. K. erwachte. Die Situation, die er beim Erwachen gewahrt wurde, war gräßlich. Vor ihm auf dem Boden des Zimmers lag halb bewußtlos — seine eigene Frau. In der Tür standen seine Eltern, bleich und entsetzt. Sie hatten, durch gellende Hilferufe alarmiert, die von innen verschlossene Tür eingeschlagen und besuchten nun die Szene. K. hatte in seinem furchtbaren Traumwahn des Enfschlages begangen, die eigene Frau aus dem Bette zu reißen, mit ihr zu ringen und sie zu würgen, indem er sie für eine dre dre ihn angreifenden weißen Gestalt hielt. Der Nachtschweiß und die Stühle waren umgeworfen, die zum Glück nicht brennende Petroleumlampe lag zertrümmert am Boden. Nachdem K. das Fürchterliche, das er im Schlafwahn angedichtet, erkannt hatte, weinte er, wie er angab, die ganze Nacht wie ein kleines Kind. Am folgenden Tage reiste er mit seiner Frau, die ihm freiwillig gelobte, ihren Eltern nichts mitzuteilen, nach Hause. K. liebt seine Frau über Alles und sie ihn ebenfalls. Bewundernswert für die Liebe und den Mut der Frau erscheint es, daß sie, mit ihrem Manne zu Hause angelangt, die beiden nächsten Nächte ruhig neben ihm schlief, als ob nichts geschehen sei. Nur verlangte sie von ihm, daß er sich vorm Schlafengehen in der Schublade des Nachtschisches zum Schuß aufbehalten Revolver — das Haus lag ziemlich außerhalb der Stadt, etwas isoliert — ihr abliefern. Der äußerst zerknirschete K. zeigte mir bei der Konsultation Dienstag nach Ostern mehrere im Heilen begriffene Schrammen an beiden Armen und einem Beine als Beweis für die Heftigkeit des stattgehabten Kampfes. Seine Frau, so gab er an, habe im Gesicht und am Halse einige blutunterlaufene Stellen. Sonst scheint sie weder physisch noch psychisch Schaden erlitten zu haben. K. stammt, wie er sagt, von sehr nervösen Eltern. Er selbst sei von früher Jugend an stets sehr nervös veranlagt gewesen, und habe sich über das geringfügigste Wortkommis oft hochgradig eregt. So habe er zum Beispiel einst, als der Kanarienvogel ihn durch sein Singen beim Arbeiten hörte, voll Wut einen schweren Gegenstand nach dem Käfig geschleudert. Mir persönlich ist K. als ein sehr gutmütiger, liebenswürdiger und leicht lenkbarer Mann bekannt. Er selbst sucht die Erklärung in seiner nervösen Veranlagung, die durch geschäftliche Verluste und Aufregungen der letzten Zeit noch besonders verstärkt sei. Etwa vierzehn Tage nach dem zweiten ereignisreichen Traum träumte K., er müße im dunklen Zimmer etwas suchen und greife nach der Stearinzerze, um sie anzuzünden. Er erwachte durch einen Lichtschimmer und fand sich halb aufgerichtet im Bett, in der Hand ein brennendes Zündholz haltend. Nach all diesen Ereignissen riet ich K. dringend, sich zum Zwecke einer nochmaligen genauen Untersuchung und längerer Beobachtung für einige Wochen in eine Heilanstalt zu begeben. Leider ging K. auch hierauf nicht ein, da seine Verhältnisse es ihm nicht erlaubten. Vor acht Tagen hatte K. einen Traum etwa folgenden Inhalts: Er sah ein kleines Kind mitten auf der Straße am Boden sitzen, das heftig weinte. Da das Kind in gefährlicher Lage zu sein schien und strömender Regen fiel, trat er hinzu, um es fortzunehmen. Da fing aber das Kind laut an zu schreien und K. redete ihm gütlich zu. Im selben Augenblick erwachte er, von seiner Frau, die Licht gemacht hatte, angerufen, und fand sich mitten im Zimmer stehend. Der zweite Traum = in der Nacht vom Samstag zum Ostermontag, hätte beinahe einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Tags vorher hatte K., der mit seiner Frau bei seinen Eltern in P. zu Besuch weilte, eine ziemlich anstrengende sechsstündige Fußtour unternommen. Erst spät suchte er die Nachtruhe auf. Um etwa

12 Uhr nachts hatte K. folgenden schreckhaften Traum. Vorauszuschreiten ist, daß er mit seiner Frau im selben Zimmer schlief, daß aber die beiden Betten nicht nebeneinander, sondern mit den Köpfen im rechten Winkel zueinander standen. K. träumte, die Tür des Schlafzimmers ginge plötzlich auf und herein drängen drei weißgekleidete weibliche Gestalten, jede einen großen, schweren Schlüssel drohend in der Hand schwingend. K. sprang voller Angst aus dem Bette und warf sich der ihm nächsten der Gestalten entgegen. Es war ihm dann, als ob die beiden anderen Gestalten nicht mehr vorhanden wären und er nur mit der einen zu tun hätte. Er hatte die Empfindung, als müßte ein einziger Schlag, mit dem schweren Schlüssel auf seinen Kopf geführt, ihn tot zu Boden strecken. In dieser Angst begann er einen furchtbaren Kampf mit der Gestalt. Er fing mit der einen Hand den drohend erhobenen Arm auf und packte mit der anderen die Gestalt an der Kehle. Gellend tönte ihm der Schrei der Angreiferin in die Ohren. Der Kampf mit wechselndem Erfolge geföhrt, dauerte nach K. Schätzung länger als fünf Minuten und wurde von beiden Seiten mit der Kraft der Verzweiflung gerungen. Plötzlich wurde von außen gegen die Tür geschloß. Dann donnerten heftige Schläge gegen sie, so daß sie aufsprang und heller Lichtschein drang in das Zimmer. K. erwachte. Die Situation, die er beim Erwachen gewahrt wurde, war gräßlich. Vor ihm auf dem Boden des Zimmers lag halb bewußtlos — seine eigene Frau. In der Tür standen seine Eltern, bleich und entsetzt. Sie hatten, durch gellende Hilferufe alarmiert, die von innen verschlossene Tür eingeschlagen und besuchten nun die Szene. K. hatte in seinem furchtbaren Traumwahn des Enfschlages begangen, die eigene Frau aus dem Bette zu reißen, mit ihr zu ringen und sie zu würgen, indem er sie für eine dre dre ihn angreifenden weißen Gestalt hielt. Der Nachtschweiß und die Stühle waren umgeworfen, die zum Glück nicht brennende Petroleumlampe lag zertrümmert am Boden. Nachdem K. das Fürchterliche, das er im Schlafwahn angedichtet, erkannt hatte, weinte er, wie er angab, die ganze Nacht wie ein kleines Kind. Am folgenden Tage reiste er mit seiner Frau, die ihm freiwillig gelobte, ihren Eltern nichts mitzuteilen, nach Hause. K. liebt seine Frau über Alles und sie ihn ebenfalls. Bewundernswert für die Liebe und den Mut der Frau erscheint es, daß sie, mit ihrem Manne zu Hause angelangt, die beiden nächsten Nächte ruhig neben ihm schlief, als ob nichts geschehen sei. Nur verlangte sie von ihm, daß er sich vorm Schlafengehen in der Schublade des Nachtschisches zum Schuß aufbehalten Revolver — das Haus lag ziemlich außerhalb der Stadt, etwas isoliert — ihr abliefern. Der äußerst zerknirschete K. zeigte mir bei der Konsultation Dienstag nach Ostern mehrere im Heilen begriffene Schrammen an beiden Armen und einem Beine als Beweis für die Heftigkeit des stattgehabten Kampfes. Seine Frau, so gab er an, habe im Gesicht und am Halse einige blutunterlaufene Stellen. Sonst scheint sie weder physisch noch psychisch Schaden erlitten zu haben. K. stammt, wie er sagt, von sehr nervösen Eltern. Er selbst sei von früher Jugend an stets sehr nervös veranlagt gewesen, und habe sich über das geringfügigste Wortkommis oft hochgradig eregt. So habe er zum Beispiel einst, als der Kanarienvogel ihn durch sein Singen beim Arbeiten hörte, voll Wut einen schweren Gegenstand nach dem Käfig geschleudert. Mir persönlich ist K. als ein sehr gutmütiger, liebenswürdiger und leicht lenkbarer Mann bekannt. Er selbst sucht die Erklärung in seiner nervösen Veranlagung, die durch geschäftliche Verluste und Aufregungen der letzten Zeit noch besonders verstärkt sei. Etwa vierzehn Tage nach dem zweiten ereignisreichen Traum träumte K., er müße im dunklen Zimmer etwas suchen und greife nach der Stearinzerze, um sie anzuzünden. Er erwachte durch einen Lichtschimmer und fand sich halb aufgerichtet im Bett, in der Hand ein brennendes Zündholz haltend. Nach all diesen Ereignissen riet ich K. dringend, sich zum Zwecke einer nochmaligen genauen Untersuchung und längerer Beobachtung für einige Wochen in eine Heilanstalt zu begeben. Leider ging K. auch hierauf nicht ein, da seine Verhältnisse es ihm nicht erlaubten. Vor acht Tagen hatte K. einen Traum etwa folgenden Inhalts: Er sah ein kleines Kind mitten auf der Straße am Boden sitzen, das heftig weinte. Da das Kind in gefährlicher Lage zu sein schien und strömender Regen fiel, trat er hinzu, um es fortzunehmen. Da fing aber das Kind laut an zu schreien und K. redete ihm gütlich zu. Im selben Augenblick erwachte er, von seiner Frau, die Licht gemacht hatte, angerufen, und fand sich mitten im Zimmer stehend. Der zweite Traum = in der Nacht vom Samstag zum Ostermontag, hätte beinahe einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Tags vorher hatte K., der mit seiner Frau bei seinen Eltern in P. zu Besuch weilte, eine ziemlich anstrengende sechsstündige Fußtour unternommen. Erst spät suchte er die Nachtruhe auf. Um etwa

Ein Hahn am unteren Ende sorgte für zeitweilige Entleerung. Einfach und praktisch — aber heuchlich! Einige Male wollte es mir übrigens scheinen, als ob des Patienten Gedächtnis etwas gelitten habe. Besser als ihr Ruf. In der jüngsten Nummer des „Outlook“ veröffentlicht Herr John Foster Carr einen Artikel, in welchem er sich sehr eingehend mit den in Amerika eingewanderten Italienern beschäftigt. Ganz besonders nimmt er die Italiener von New York unter die Lupe. Das Thema, welches er sich ausgesucht hat, ist gerade jetzt, wo die Einwanderungsbürokratie wieder der Gegenstand so lebhafter Erörterung ist, ein recht zeitgemäßes. Von Interesse sollte es namentlich für die Gegner der Einwanderung sein, weil dieselben mit Vorliebe die Italiener vorschreiben, um an ihnen die Gefahren zu demonstrieren, welche in der Einwanderung lauern sollen. Wir bezweifeln freilich, daß der Aufflag ihnen viel Freude bereiten wird, denn während in ihren Augen die Einwanderer aus Italien nicht viel mehr sind als nichtsnutzige Strohlche, welche den Geist des amerikanischen Bürgerturns nie in sich aufnehmen, im bekämpften Kampfe mit unferen Einrichtungen und Gesetzen leben und auch ihre Kinder als Halbwild — „gehirnlose Tiere“ nannte sie neulich ein besonders liebenswürdiger Zeitgenosse — aufzuziehen lassen, stellt Herr Carr den Italienern ein ganz vorzügliches Zeugnis aus. Zum großen Kummer der Herren von der Bostoner Liga zur Beschränkung der Einwanderung bleibt die große Mehrzahl der italienischen Einwanderer in den östlichen Städten, besonders in New York sitzen. Das ist gewiß nicht sehr wünschenswert. Ohne Zweifel wäre es weit besser nicht allein für das Land, sondern auch für die Italiener selbst, wenn ein größerer Prozentsatz von ihnen sein Glück im Süden oder im Westen der Ver. Staaten versuchen wollte. Allein, wenn wir uns erinnern, welch ein umfangreiches Sündenregister man den New Yorker Italienern immer angehängt hat, so kann man, nachdem man den Aufflag im „Outlook“ gelesen hat, nur konstatieren, daß sie in jeder Beziehung unendlich viel besser sind als ihr Ruf, ja besser vielleicht als gerade die größten Eiferer unter den Nationalisten, welche fortwährend Zeter und Mordio über die Einwanderung aus Italien schreien. In New York allein leben nicht weniger als 450,000 Italiener. Sie machen volle zehn Prozent der Gesamtbevölkerung der Riesstadt aus. Und doch hat sich der Verfasser bei einem Besuche des großen Armehauses auf Wadsworths Island davon überzeugt, daß diese Anzahl während des Jahres 1904 nur sechszech Italiener beherrbergt hat. Ferner hat ihm Herr James Forbes, einer der ersten Beamten der Charity Organisation Society mitgeteilt, daß er noch nie in seinem Leben einen italienischen Tramp begegnet sei. Vom 1. Juli 1904 bis zum 30. September 1905 wurden nur 92 obdachlose Italiener von der Polizei aufgegriffen und auch hier handelte es sich in allen Fällen um Leute, welche nur vorübergehend ohne Unterstunft waren. Auch diese Ziffern sprechen wider die Behauptung Lügen, welche die Gegner der Einwanderung stets im Munde führen, die Behauptung nämlich, daß die Italiener den amerikanischen Behörden mehr zu schaffen machten als irgend eine andere Nationalität und daß sehr viele von ihnen ein paar Monate nach ihrer Landung bereits in den Gefängnissen und Wohlthätigkeitsanstalten zu finden seien. In den Zeitungen lesen wir gewöhnlich nur von dem heißblütigen Sohn des Südens, welcher beim Egreiffen des Unlaks zum Messer greift. Eine beinahe unbekanntere Persönlichkeit ist uns der italienische Geschäftsmann und doch verächtet uns Herr Carr, daß die Namen der amerikanischen Italiener, welche tüchtige, fleißige und erfolgreiche Geschäftsleute sind, nach Tausenden zählen. Besonders aber die zweite Generation macht sich die Gelegenheiten, welche ihnen Amerika bietet, mit großem Eifer zunutze und es gibt eine große Anzahl italienischer Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Advokaten, Richter usw. Kurzum, in allen Berufsarten betätigen sich die Italiener und fast überall stehen sie ihren Mann. Ein Ingenieur war der Heberzeugung, daß keine Kraft verschwendet werden dürfe. Einst empfing er in seinem Landhause den Besuch eines Freundes. „Zhr Gartenor geht aber recht schwer auf“, sagte dieser. „Sie müssen es öfen und gründlich nachsehen lassen, lieber Thompson!“ „Ich werde mich hüten“, antwortete ihm der Ingenieur. „Mit dem Gartenor steht ein hydraulisches System in Verbindung, lieber Freund, so daß jeder Besucher, sobald er das Gartenor öffnet, zwei Eimer Wasser in mein Gartenwasserfaß leben muß.“ Wenn er sagt: „Da kann ich auch ein Wort mitreden“, hört er gewöhnlich nimmer auf. Für Erhaltung der alten Konstitution will der Kongreß hunderttausend Dollars aussetzen — es ist leider nur die alte Frenarchie damit gemeint.

Ein fataler Fall.



„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“

„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“

„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“

„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“

„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“